



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H.,v.W.: General Graf Charlot.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mühte man sich, der Regierung, welche ihren Standpunkt festhielt, zu Hülfe zu kommen; für jetzt jedoch vergebens: die Kommissionsvorschläge wurden nur unerheblich verändert mit 123 gegen 117 Stimmen angenommen. Angesichts dieser sehr geringen Majorität kann die Frage noch durchaus nicht als entschieden betrachtet werden.

Der Normalarbeitstag war durch einen sozialdemokratischen Antrag in die Debatte gebracht worden. Wenn die Schweiz sich im vorigen Jahre nach langen Kämpfen zur Einführung des Normalarbeitstages entschlossen hat, so läßt sich von Deutschland behaupten, daß auch heute noch die öffentliche Meinung einer gesetzlichen Reglementirung der Arbeitszeit für erwachsene Arbeiter ganz überwiegend widerstrebt. Zum Mindesten wird man gut thun, erst die Erfahrungen abzuwarten, welche in der Schweiz mit der neuen Einrichtung gemacht werden. Das Schicksal des sozialdemokratischen Antrags war von vornherein besiegelt. Er hat denn auch offenbar Herrn Most nur die Gelegenheit bieten sollen, wieder einmal mit den bekannten abgestandenen Tiraden gegen alles Mögliche und noch einiges Andere zu Felde zu ziehen.

Die neue Woche, in welcher die Tabaksenquetevorlage zur Verhandlung kommen wird, kann die bedeutungsvollste der ganzen Session werden. Wenn diese Zeilen an die Öffentlichkeit gelangen, ist die Entscheidung über den Gesetzentwurf vielleicht bereits erfolgt. Prophezeien hätte also in diesem Augenblicke keinen Sinn; jedoch nur in soweit, als das Verhältniß zwischen Regierung und Reichtagsmehrheit in Frage steht. Was den eigentlichen Zweck der Enquetevorlage, die materielle Vorbereitung des Tabakmonopols oder einer ebensoviel ertragenden Fabrikatsteuer betrifft, so wird derselbe ohne allen Zweifel mit großer Majorität abgelehnt werden.

x. e.

General Graf Chasot.

Zur Geschichte Friedrich des Großen und seiner Zeit von Kurd v. Schlözer.

Wir haben hier eine umgearbeitete und durch eingehendes Quellenstudium vermehrte zweite Auflage vor uns, die erste erschien bereits 1856. Es handelt sich nicht allein um ein Portrait Chasot's, über dessen Lebensgang sich übrigens selbst in Militär-Encyclopädien vielfach falsche Angaben eingeschlichen haben, vielmehr um ein historisches Gemälde, in welchem der Weise von Sanssouci eine der Hauptfiguren einnimmt. Wir wissen, daß der große König nicht nur

für seine Gelehrtenrepublik Ausländer von Ruf und Bedeutung anwarb, sondern daß er auch fremde Militärs, die durch erprobte Geschicklichkeit und gebiegene Kenntnisse dem preußischen Kriegsrühm und der preußischen Kriegskunst förderlich werden konnten, mit offenen Armen aufnahm. Wir nennen nur Generalfeldmarschall Keith, ursprünglich Schotte, aus russischen, General Graf Rothenburg und Ingenieur-Oberst Balbi aus französischen, so wie die beiden Grafen Schmettau aus österreichischen Diensten. Zu diesen Fremden gehörte auch Isaac François Egmont von Chasot. Allerdings datirt sein Uebertritt nach Preußen schon aus früherer Zeit. Aus einer normannischen Familie stammend, finden wir ihn zur Zeit des polnischen Königswahl-Krieges 1734 als Lieutenant bei der Armee des Herzogs von Verwick vor der deutschen Reichsfestung Philippsburg am Rhein. Thatenlos, und ohne auch nur den Versuch zu machen die hartbedrängte Festung noch rechtzeitig zu entsetzen, stand die Reichsarmee, zu der auch ein preußisches Hilfskorps von 10,000 Mann gehörte, unter dem greisen Prinzen Eugen bei Wiesenthal. Hier machte der preußische Kronprinz Friedrich, der sich gleich vielen anderen deutschen Fürsten im Hauptquartier eingefunden hatte, die erste Bekanntschaft mit Chasot. Dieser war nämlich in Folge eines Duells, wobei sein Gegner todt auf dem Platze blieb, aus dem Bereich des französischen Kriegsrechts geflüchtet und hatte im Lager des Prinzen Eugen ein Asyl gefunden. Friedrich empfand so entschiedenes Wohlgefallen an dem jungen, lebensfrischen französischen Offizier, daß er denselben auffordern ließ, ihn nach Berlin zu begleiten, einer Aufforderung, der Chasot gern Folge leistete.

Schon im Herbst 1736 siedelte Friedrich nach Rheinsberg über und zu dem klassisch gewordenen Kreise, der sich dort um ihn sammelte, gehörte auch Chasot. Bei der ihm eigenen Schmiegsamkeit und Lebensfülle wußte er sich den ernstern wie heitern Neigungen des Prinzen anzuschließen und gewann dessen ganze Zuneigung. Daß es sich in jenem Kreise nicht nur um Tändeleien handelte, sondern auch ein tiefes, ernsthaftes Streben vorwaltete, davon giebt der in Rheinsberg gestiftete Bayard-Orden Zeugniß; zu dessen zwölf Rittern gehörte auch Chasot.

In eine wirklich militärische Stellung trat Chasot erst nach der Thronbesteigung Friedrich's, indem dieser ihm noch vor Beginn des ersten schlesischen Krieges die Organisation und Ausbildung eines neu zu errichtenden Jägerkorps übertrug. Mit diesem folgte er im Anfang des Jahres 1741 dem Könige nach Schlessien, um jedoch bald nach der Schlacht bei Mollwitz als Rittmeister beim Dragoner-Regiment Baireuth angestellt zu werden. Er hatte wiederholt Gelegenheit, sich in glänzender Weise hervorzuthun und empfing nach der Schlacht von Chazlau eigenhändig von seinem königlichen Freunde

den Orden pour le mérite. Ein Jahr darauf, 1743, nach glücklich bestandener Revue, wurde der erst siebenundzwanzigjährige Rittmeister zum Major in dem vorgedachten Regiment ernannt. Gerade dieses Regiment war es, welches sich im zweiten schlesischen Kriege bei Hohenfriedberg unsterblichen Ruhm erwarb, indem es in einem kritischen Momente zwanzig feindliche Bataillone niederritt und dadurch die Schlacht entschied. Nicht weniger als 66 erbeutete Fahnen waren die Siegestrophäen des Regiments. Friedrich der Große nennt den Sieg bei Hohenfriedberg: „Eine That unerhört in der Geschichte,“ und bezeichnet unter den Führern, welchen der Erfolg zu danken, ganz speziell auch Chasot. Durch neue Gnadenbeweise ausgezeichnet, stand er jetzt auf der Höhe seines Glücks; nur zu bald trat jedoch eine Wendung ein.

Gleich nach dem Frieden und beim Einrücken in die alten Garnisonen, kam es in Folge Differenzen mit einem Major von Bronikowski zum Duell, das für diesen einen tödtlichen Ausgang hatte. Chasot selbst schwer verwundet, entwich nach dem nahen Mecklenburg. Unter Zusage sicheren Geleites kehrte er nach Pasewalk zurück, mußte dort aber die Sentenz des Kriegsgerichts über sich ergehen lassen, die auf ein Jahr Festung lautete. Schon nach fünfwöchentlicher Haft in Spandau wurde er jedoch, „pure allein wegen seiner im vorigen Kriege erzeugten bravour und mir dabey gethanen guten Dienste“, vom Könige begnadigt. Mochte auch momentan durch diese Ereignisse das Verhältniß Chasot's zu seinem königlichen Herren getrübt worden sein, es währte dies keinesfalls lange. Im Jahre 1750, wo er zum Oberstlieutenant avancirte, saß Chasot wieder ganz fest im Sattel und erfreute sich der alten Zuneigung des Königs.

Da entstanden 1751 neue Mißhelligkeiten, deren Ursachen nicht ganz klar vorliegen, aber doch hauptsächlich auf Chasot zurückzuführen sind. Dessen Entschluß jedoch, den preußischen Dienst gänzlich zu verlassen, scheint ein vom Könige empfangener strenger Tadel bei Gelegenheit einer Revue zur Reife gebracht zu haben. Dieser Entschluß wurde allerdings in einer etwas eigenthümlichen Weise zur Ausführung gebracht. Chasot erbat sich Urlaub nach Frankreich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit und meldete sich bei einer Abschiedsaudienz am 26. Oktober 1751 in Potsdam beim Könige persönlich ab. Während seines Aufenthalts in Frankreich wußte Chasot durch Freunde und Verwandte am Versailler Hofe bei Ludwig XV. den Umstand zur Geltung zu bringen, daß er seiner Geburt nach dem französischen Adel angehöre und daß somit auch dem Könige von Frankreich das Recht zustehet, ihn, seinen Untertban, vom Dienste in einem fremdländischen Heere zu entbinden. Und wirklich trug die Allchristliche Majestät kein Bedenken, in solchem Sinne an König Friedrich ein Schreiben zu richten. Wenn dieser sich jeder weiteren

Einwendungen enthielt, so geschah es jedenfalls aus persönlichen Rücksichten gegen Ludwig XV. Wie jedoch Friedrich eine derartige Auffassung des militärischen Dienstes beurtheilte und daß ihn solch' Verfahren persönlich tief verletzte, bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung. Chasot erhielt kurzweg den „schlichten“ Abschied.

Zwei Jahre später finden wir Chasot als Bürger der freien Reichsstadt Lübeck, vor dessen Thoren er sich ein kleines Anwesen kaufte. Im Jahre 1759 wurde er vom Senat zum Stadtkommandanten erwählt, später erhielt er von Friedrich V. von Dänemark den Titel eines Generallieutenants und die Gründung einer Familie vollendete sein Glück. Um die Neugierde des Lesers zu befriedigen, wie der edle Ritter aus der Normandie dazu kam, gerade in Lübeck eine neue Heimath zu suchen, wie er so schnell das Vertrauen seiner Mitbürger erwarb und wie ihm das Glück eine junge schöne Italienerin ins Haus führte, müssen wir ihn an Herrn von Schlözer verweisen. Gerade dieser Theil des Buches, wenn er auch keine welthistorischen Ereignisse behandelt, enthält viel des Interessanten.

Was nun das Verhältniß des Kommandanten von Lübeck zu seinem früheren Kriegsherrn anbetrifft, so hatte ihm Friedrich auf seine wiederholten Gesuche bereits im Jahre 1755 eine Audienz gewährt, wodurch wenigstens äußerlich ein gutes Einvernehmen wieder hergestellt worden war. Eine weitere Annäherung fand seit 1760 statt, wenigstens finden wir sie beide wieder in Briefwechsel, und als Chasot 1761 einen jungen Chevalier als ersten Zuwachs seiner Familie erwartete, bot er diesen, allerdings etwas voreilig, dem Könige als künftigen Rekruten an. Friedrich erhielt den Brief im Hauptquartier zu Meissen und erwiderte darauf unter dem 6. April: „Mein lieber Chasot, ich nehme den Rekruten sehr gerne an und werde bei dem zu erwartenden Kinde Pathenstelle vertreten, vorausgesetzt, daß es ein Junge sein wird.“ Zwei Monate später traf der Erwartete ein und erhielt die Namen Friedrich Ulrich.

Dieser Rekrut, dem nach nicht allzulanger Zeit ein zweiter folgte, war die Veranlassung, daß Chasot achtzehn Jahre später nach Potsdam reiste, um die Einstellung beider Söhne in die preussische Armee beim Könige direkt zu erwirken. Am 7. Dezember traf er dort ein und ward schon am folgenden Tage zur Tafel befohlen. Nach einer Trennung von fast fünfundsanzig Jahren sahen sich die beiden Freunde wieder. Um den König war es einsam geworden. Chasot war der letzte von der Rheinsberger Tafelrunde. Die Art und Weise, wie er sich von seinem königlichen Freunde losgesagt hatte, war für diesen sicher in einem hohen Grade verletzend gewesen. War auch ein Menschenalter darüber hingegangen, immerhin spricht es für das Herz und

Gemüth des großen Königs, daß er nichts nachtrug, sondern mit Chasot in alter Weise verkehrte. Während eines fast dreimonatlichen Aufenthalts in Berlin und Potsdam brachte er fast täglich mehrere Stunden bei Friedrich zu. Chasot's beide Söhne erhielten, dem Wunsche des Vaters entsprechend, Anstellung in der Armee.

Am 1. Januar 1784 sendet Friedrich seine Glückwünsche zum neuen Jahr nach Lübeck und ladet den Freund zu erneutem Besuch nach Potsdam ein, am Schluß des Briefes mit den ermahnenden Worten: „Wenn wir uns nicht bald wiedersehen, werden wir uns gar nicht sehen.“ Noch in demselben Monat macht sich Chasot auf, um den 24. Januar, den Geburtstag des Königs in Potsdam mitzufeiern. Erst am 14. April trat er die Rückreise nach Lübeck an. In einem Briefe vom 12. April dankt ihm der König mit den herzlichsten Ausdrücken für seinen Besuch und schließt mit den Worten: „Meine Wünsche für Ihr Glück und Ihr Wohlbefinden begleiten Sie.“ Noch einmal scheint Chasot im Jahre 1785 in Berlin gewesen zu sein, dann sah er den König nicht wieder. Er überlebte seinen großen Freund noch um elf Jahre und ging erst am 24. August 1794 heim zu den Vätern.

Das ist in kurzen Zügen der Inhalt des Buches, insofern es sich speziell auf das Verhältniß Chasot's zu Friedrich bezieht. Es enthält jedoch, in ansprechender Weise geschrieben, noch viel des Interessanten zur Charakterisirung der Zeit und der Zeitgenossen des großen Königs. Wer sich schon eingehend mit der Geschichte dieser Zeit beschäftigt hat, dem wird nicht Alles neu sein; auch ein solcher Leser wird jedoch das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen, vorausgesetzt, daß er nicht auf dem Standpunkt von Dno Klopp steht. Wenn dieser in seiner Schrift „Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation“ den großen König, dessen Größe er natürlich nicht anerkennt, in den Schmutz herabzieht, wenn er unter anderem von ihm sagt: „Er hatte Liebe nie gesäet, wie sollte er Liebe ernten! Er war nicht ohne Gefühl, nur daß dasselbe eine eigenthümliche Richtung gewonnen hatte, — er liebte seine Hunde!“ so giebt Chasot unzweifelhaft Zeugniß gegen Herrn Dno Klopp. W. v. S.